

# YSTORICA

Roman  
Von  
Gudrun Schmidinger  
Aka Marie Karolsson

2008

Leseprobe  
(ausgewählte Kapitel) mit verbindenden Erklärungen

Einleitung:

YSTORICA.

Das ist der Name eines riesigen, kugelförmigen Raumschiffes, Teil meines Erbes.

Es gibt das Schiff noch, und es könnte noch immer in den Pferdekopfnebel fliegen, wenn ich wollte. Aber ich benutze es nicht gern, denn in ihm leben auch die Geister eines Menschen, der es einst steuerte, ganz allein, und der eins mit ihm wurde.

Ich bin Chatall Kha'tan, und das ist mein Part der Geschichte.

Das Letzte, woran ich mich erinnere von dem, was sich auf der Erde zutrug, bevor ich ihn kennen lernte, war, wie Lydia'nah aus der Schleuse zwischen unseren beiden angedockten Kugelschiffen trat. Sie bemühte sich um einen gefassten Gesichtsausdruck, aber sie konnte ihre Freude nicht verbergen.

Eigentlich hätten drei atlantidische Kugelschiffe vor mehr als sechs irdischen Monaten in einen Erdbit eintreten sollen, die *Ystorica* unter meinem Kommando, Lydia'nahs *Lheka* und das Schiff des Vasachi-Clans. Aber nur die *Ystorica* war im ersten Versuch durchgekommen, und ich hatte sie kühn über dem Genfersee auf ein Antigravkissen gesetzt und damit begonnen, die Sache durchzuziehen, wegen der wir gekommen waren.

Unsere Schiffe sind alt, sehr alt, Ersatzteile sind kostbar und Havarien im leeren Raum zwischen den Sternen meist tödlich. Seit wir durch die Pannen der beiden anderen Schiffe getrennt worden waren, hatte wir keine Verbindung mehr zu einander gehabt; ich wusste nichts über Lydia'nahs Schicksal und war in großer Sorge um sie gewesen, bis dann ihre *Lheka* allein im Orbit über der Erde aufgetaucht war, ohne den Wachhund der Vasachi.

Sie hatte mich sogleich kontaktiert und mir berichtet, dass alles zum Besten stand und die lächerlichen Anschuldigungen der Vasachi von den anderen Domini als haltlos abgetan worden waren, und so hatten sie, um wenigstens noch ein wenig das Gesicht zu wahren, darauf verzichtet, die *Lheka* zu eskortieren und dringende Geschäfte anderswo als Vorwand vorgebracht. Große Erleichterung durchflutete mich. Was wusste ich damals, was meine Feinde im Schilde führten!

Lydia'nah brachte gute Botschaft, und dass sie heil und gesund war, rührte mein Herz, aber merkwürdiger Weise war es mir gleichgültig, was die Vasachi aushecken könnten, was weiter geschehen sollte, was mein Schicksal sein könnte. Es war nur eine weitere Runde im Schlagabtausch zwischen ihnen und mir gewesen und nicht die letzte, so lange, bis sie hatten, was sie wollten, nämlich mein Dominium. Den festen Boden unter meinen Füßen in einen weltumspannenden Ozean auf dem dritten Planeten um Epsilon Eridani.

Nach sechs schwierigen, mühsamen, aufreibenden Monaten auf der Erde war mir vieles gleichgültig geworden. Der Wahnsinn dieses Planeten war ansteckend. Man musste seine Sinne betäuben, um ihm zu entgehen.

Ich ging Lydia'nah entgegen und konnte an ihrem Gesicht ablesen, wie sehr sie sich bemühte, ihre Freude zu verbergen und eine gleichmütige Miene zur Schau zu tragen, die sie bei einer Person ihres Ranges für angemessen hielt. Sie ist die Zweitälteste der Verenion, aber beträchtlich jünger als ihre Schwester Amrah, der Domina ihres Clans. Sie ist eine hervorragende Kommandantin mit einem scharfen Verstand und unfehlbarem Instinkt für die weißen Pfade, und sie ist meine Geliebte.

Ich umarmte sie zum protokollarischen Kuss unter Kondormanten, und es begann mich gerade doch noch zu freuen, dass sie da war und gute Nachrichten brachte, als -

- in meinem ungeschützten Rücken der Blitz einschlug! Eine Explosion, ein Schmerz, wie ich ihn nie für möglich gehalten hätte! Ich glaubte zu spüren, wie mein Fleisch von den Knochen geschält wurde, und das hässliche Geräusch von explodierendem Zellwasser zu

hören, das mein Muskelgewebe zerriss. Ich sah Lydia'nahs ballonartig verzerrtes, völlig entsetztes Gesicht vor meinen Augen, und der Aufschrei meiner Klientelmänner widerhallte donnernd in meinem Nervensystem. Ihre sich überschlagenden Stimmen formten einen höhnischen Chor, der immer wieder die gleichen Sätze skandierte: DU NARR! DU VERTRAUENSSELIGER NARR! DU UNVORSICHTIGER ÜBERHEBLICHER NARR! DU HAST ES JA GERADEZU HERAUSGEFORDERT, DU NARR, DU DUMMER, DUMMER SORGLOSER NARR...

Und dann wurde alles leiser, auch ihre Stimmen. Mein misshandeltes Fleisch kreischte nicht mehr, Lydia'nahs Gesicht verschwand und ihr Schrei verstummte, und warmes, rotes Licht wie das einer sterbenden Sonne erfüllte mich. Ich fühlte keine Schmerzen mehr. Meine Gedanken waren von einer eigentümlichen gläsernen Klarheit, aber ich empfand keine Angst, keine Panik angesichts der Tatsache, dass ich nun sterben würde. Ich fügte mich in das Unvermeidliche, als ob es etwas Unausweichliches, Langersehntes gewesen wäre. Ich habe das Bild noch vor mir, wenn ich meine Augen schließe.

Ich bin wieder auf Atlantis, meiner Heimat. Ich schwebe im endlosen Ozean meines Wasserplaneten, der mich trägt und wiegt und mir langsam die letzte Wärme meines Körpers entzieht, aber das macht mir nichts aus. Ich bin glücklich, wieder zu Hause zu sein, und ich wiege mich in den Wellen und schwebe im Ozean und langsam, ganz langsam beginne ich zu sinken, aber es macht mir nichts aus, ich bin glücklich, wieder daheim zu sein unter dem ewig dunstigen Himmel meines Wasserplaneten. In körperloser Leichtigkeit tauche ich ein in das große Meer, das meine Heimat ist, weit weg von diesem lauten, verseuchten Stück Dreck mit den harten Schatten, zu dem wir zurückgekehrt sind und das sie Erde nennen. Das Licht über meinem Ozean ist so rot wie nach einem schweren Sturm, aber das macht mir nichts aus, denn das Wasser badet meine Wunden und wiegt und singt mich sanft in ein gnädiges Vergessen, sanft, so sanft, dass man fast weinen möchte vor lauter Glück, daheim, wieder daheim, fallen lassen, treiben lassen, sinken lassen, daheim wieder daheim...

„DAS hättest du gerne?“ fragte plötzlich eine leise, aber sehr deutliche Männerstimme, die direkt aus meinem Hinterkopf zu kommen schien, und sie störte damit meinen Frieden.

„SO stellst du dir das vor?“ Jetzt hatte die Stimme einen leicht ironischen Unterton. „Soll ich dir zeigen, wie sich das anfühlt, wenn man erstickt oder ertrinkt?“

„Lass mich in Ruhe!“, wollte ich sagen, aber als ich den Mund öffnete, verursachte einströmendes Wasser stechenden Schmerz in meinen Lungen, und mein Körper war wieder da und protestierte gegen den Geschmack körperwarmen Blutes in meinem Mund, und ein Hustenanfall schüttelte mich. Der warme rote Ozean wich vor mir zurück und gab mich meinen Schmerzen preis. Ich begehrte auf, versuchte mich zu wehren gegen diese Stimme, die mich aus meinem sanften Nichts geholt hatte, aber ich wusste nicht, wie.

„Es hilft nichts“ sagte das Phantom sanft, aber mit Nachdruck. „Du musst dich jetzt mit mir unterhalten. Ich möchte dich kennen lernen, bevor du stirbst. Ich möchte verstehen, wieso du sterben willst, und dann lasse ich dich gehen.“

*Der Domine überlebt und nimmt den Elitemenschen mit nach Altelan. Er hat während seiner Abwesenheit sein Dominium an den Clan der Vasachi verloren und versucht alles, es zurückzubekommen. Die Szene spielt sich während eines Festes ab. Die erwähnte Lydian'nah ist seine Frau auf Zeit (Kondormantin), sie ist schwanger, was auf Atlantis mit seiner geringen Geburtenrate eine außergewöhnliche Situation darstellt:*

Weil ich wusste, wie sehr Lydia'nah litt, wich ich ihr nicht von der Seite, und während wir die immer gleichen, manchmal dummen Fragen beantworteten, warfen wir einander belustigt-verschwörerische Blicke zu, die von den Beobachtern natürlich völlig falsch gedeutet wurden.

*Ja, die Erdenbewohner sind ein völlig zerstrittener, aggressiver Haufen Wilde. Nein, sie stellen keine Gefahr für uns dar. Ja, sie sind höchstens eine Gefahr für sich selbst und ihren Planeten. Ja, unsere Alvorderen wussten schon, was sie taten, als sie die Erde hinter sich ließen. Ja, wir wollen sie trotzdem wieder besuchen und uns holen, was wir brauchen.*

Donovan verlor ich bald aus den Augen. Wenn ihn das Menschengewühl kurz meinem Blick freigab, ließ er spöttische Blicke, dumme Fragen und beleidigende Bemerkungen mit ruhiger Gelassenheit über sich ergehen. Manche meinten vielleicht sogar, er verstünde unsere Sprache nicht gut, und keiner seiner Gesprächspartner verließ ihn sonderlich beeindruckt, auch der junge Vasachi wandte sich desinteressiert wieder von ihm ab. Mir schien, als besäße Donovan die Fähigkeit, seine Aura einfach abzuschalten. Oder er war ein begnadeter Schauspieler, der den terranischen Affen gab.

Der Vasachi ließ sich Zeit, aber da er kaum Sareng trank, war es sicher nur noch eine Frage der Zeit, bis er sich mir nähern würde. Ich übte mich in Geduld.

*Ja, einige der terranischen Speisen sind recht interessant. Nein, Kannibalen sind sie nicht, obwohl es in Extremsituationen vielleicht schon mal vorkommt. Nein, ihre Raketentechnologie basiert noch immer auf Erdöl, und das wird in wenigen Jahrzehnten aufgebraucht sein, und dann müssen sie die Weltraumstation in der Umlaufbahn wieder aufgeben. Ja, weiter als bis zu ihrem Mond sind sie nicht gekommen.*

Nach mehreren Stunden holte ich Donovan auf eine ruhigere Terrasse im Freien. „Na, wie geht es dir?“

Es war faszinierend zu erleben, wie dieses von innen kommende Leuchten auf einmal wieder da war, als er sich mir zuwandte und mit einem schmerzlichen Lächeln antwortete:

„Deine Landsleute sind recht kreativ im Erfinden offener und versteckter Beleidigungen. Soll ich dir ein paar vortragen?“

Ich wehrte dankend und leicht verärgert ab.

„Es liegt wahrscheinlich daran, dass ihr Bild, das sie von der Erde haben, aus diesen unsäglichen Fernsehsendungen stammt, die eure Spionagesonden mitgebracht haben“, meinte er, das Fehlverhalten der edlen Atlantiden auch noch entschuldigend. „Ich werde es aushalten und sie nicht berichtigen.“

„Danke“, sagte ich und umarmte ihn.

Selbstverständlich beobachtete man uns dabei. Aber als Donovan sich umwandte, um wieder ins Menschengewühl einzutauchen, war sein einzigartiges Lächeln schon wieder erloschen und seine Aura mit ihm.

Während meiner Abwesenheit hatte sich der junge Vasachi an Lydia´nah herangemacht und überschüttete sie gerade mit falschen Komplimenten.

„Navigatorin! Wie ich euch bewundere! Die Frauen der Vasachi sind immer so ängstlich um ihre Leibesfrucht besorgt, dass sie sich nicht mehr aus ihren Quartieren wagen, sobald sie empfangen haben.“

„Ich bin nicht ängstlich“, gab Lydia´nah unverbindlich zurück, aber ihr Lächeln war so kalt, als ob sie ihm gleich den Kopf abbeißen wollte. Aber der Vasachi war so trunken von seiner Mission und seiner Macht, dass er nicht so schnell aufhören wollte.

„Auch Vulkanausbrüche ängstigen euch nicht?“, fragte er scheinheilig, vor allem für meine Ohren bestimmt.

„Ich war niemals Zeugin eines solchen Ereignisses auf Atlantis.“

„Nun freilich, dann wisst ihr auch nichts von den Schrecken einer solchen Naturgewalt, während wir Vasachi...“, und er begann ihr in geschwollener Sprache zu schildern, welche Gefahren und Widerwärtigkeiten seine Clanbrüder ausgesetzt gewesen waren, als sie versuchten, Land und Leute eines fremden Domini, der nicht auf Atlantis weilte, vor dem Untergang zu bewahren, und wie sie zwei wertvolle Spezialisten bei diesen Bemühungen verloren hatten, und welche Ressourcen dies alles verschlungen hatte. Da wurde es Lydia´nah zu viel und sie entschuldigte sich wegen plötzlich einsetzender Übelkeit. Der

Vasachi schrieb es ihrer Schwangerschaft zu und grinste mich anzüglich an. Dann verbeugte er sich knapp in ihre Richtung und bedauerte die Ungemach, die er ihr und dem Erben der Kha'tan mit seinen Schilderungen verursacht hatte. Da wusste ich plötzlich, wir recht Donovan gehabt hatte, als er meinte, dass auch Lydia'nah ein potentiell Ziel des Attentäters gewesen sein konnte. Eine der wenigen guten Navigatorinnen der Verenion, die Frau, die meinen Erben in sich trug, wenn ich sie verlor, verlor ich weit mehr als nur eine Kondormantin.

„Es wird ein Mädchen“, sagte ich eisig. „Und sie wird Ha'ile heißen.“

„Trotzdem“, meinte der Vasachi gönnerhaft, als ob nur männliche Erben etwas taugten, „müssen wir uns über ihr Erbe unterhalten, das wir ihr bewahrt haben.“

Ich antwortete nichts darauf. Da dann nannte er mir den Preis für die Rückgabe meines Dominiums: die *Ystorica*.

Weil Donovan mich mit seiner Vermutung schon darauf vorbereitet hatte, gelang es mir, ein ausdrucksloses Gesicht zu wahren und um Bedenkzeit zu bitten, obwohl ich jetzt am liebsten das Knacken seiner brechenden Halswirbel gehört hätte. Der junge Flegel, seinen Triumph auskostend, gewährte sie mir gönnerhaft.

Als sich der Vasachi empfahl, ohne dass es zu der erhofften Auseinandersetzung gekommen war, verliefen sich die umstehenden Gaffer und Zuhörer mit enttäuschten Gesichtern.

Lydia'nah kam bald darauf zurück, aber sie hatte sich umgezogen und trug anstelle des Festkleides ihre Borduniform. Sie hatte beschlossen, zur *Bonnaire* zu fliegen, sobald die Vorstellung der Geli vorbei war. „Wie viel?“, fragte sie nur.

„Soll ich Ha'ile das Dominium hinterlassen oder die *Ystorica*?“, fragte ich sarkastisch zurück.

„Also doch!“, knurrte sie. „Sie brauchen dringend ein Schiff. Dann müssen die Verenion Acht geben, dass nicht auch auf ihrem Land ein nicht vorhandener Vulkan explodiert. Ich fliege sofort zur *Bonnaire*!“

Da tauchte auf einmal auch Donovan aus der Menge auf und steuerte auf uns zu. Er musste beobachtet haben, wie der Vasachi seine Forderung deponiert hatte, und zog fragend eine Augenbraue hoch.

„Du hattest recht“, sagte ich nur.

Er nickte und schaute kurz in die Runde, bis er den jungen Vasachi am Sareng-Brunnen ausgemacht hatte. „Dann möchte ich jetzt aber doch zu gern wissen, wozu sie das Schiff so dringend brauchen.“ Und mit dieser lakonischen Bemerkung verschwand er wieder im Menschengewühl.

***Unter Zuhilfenahme seiner besonderen Fähigkeiten horcht der Elitemensch den jungen Vasachi aus und tarnt die Aktion als schweren Drogenrausch. Als er sich erholt hat, werden Pläne geschmiedet, wie man das Dominium zurückgewinnen kann.***

Ich erwachte, weil grelles Licht durch meine geschlossenen Augenlider stach. Donovan war aufgestanden und hatte die Türen zu den Balkonen geöffnet. Denn draußen gab es ein auf Atlantis ganz seltenes Schauspiel: Die Sonne durchdrang fast den ewigen Wolkenschleier um unsere Wasserwelt, der bläulich-silberne Schein von Epsilon Eridani gleißte über dem Meer, und ich musste meine Augen wieder schließen vor so viel Helligkeit.

„Verzeih“, hörte ich seine Stimme, aus der aufrichtiges Bedauern, aber auch Sehnsucht sprach. „Das ist sicher zu hell für dich. Ich weiß, dass du auf der Erde oft Kontaktlinsen zum Schutz vor der Sonne getragen hast. Aber das Licht ist so wundervoll an diesem Morgen...“

Ich brummte etwas Zustimmendes und ließ meine Augenlider geschlossen. Deshalb spürte ich ihn erst wieder, als er sich ganz nah zu mir auf das Bett setzte.

„Wo ist Angou´lem?“, fragte ich besorgt, aber ohne die Augen zu öffnen.

„In ihren Gemächern“, antwortet er beiläufig und arglos.

Ich setzte mich auf. „Wie hat sie reagiert?“

„Worauf?“, fragte er zurück.

„Bald zerreißt sich ganz Atlantis das Maul über einen Domine und sein terranisches Haustier“, antwortete ich verdrossen. Aber er lachte nur.

„Kann dir das nicht egal sein, was sie glauben? Und wegen Angou´lem mach dir keine Sorgen. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie versteht, dass es keine größere Intimität gibt, als jemandes Gedanken zu teilen, so wie wir es konnten. Darum beneidet sie dich. Um nichts anderes.“

Dann beugte er sich noch näher zu mir, sodass sein Atem fast meine Wange streifte. Ich erschauderte. Als er zu sprechen begann, war seine Stimme ganz nah an meinem Ohr, und er sprach sehr leise und in Englisch. Zum ersten Mal hörte ich ihn diese irdische Sprache verwenden, und es klang sehr vertraut, wie er mit ihr umging. Ob es die Umgangssprache seiner Kultur war? Was wusste ich alles nicht von ihm...!

„Wir werden es den unerwünschten Lauschern ein wenig schwerer machen“, flüsterte er, „denn ich habe gute Neuigkeiten für dich. Ich glaube, ich weiß, wie wir dein Dominium zurückgewinnen können und gleichzeitig ein paar tausend Leben vor dem sicheren Tod bewahren. Der junge Vasachi...“, er zögerte kurz, sprach aber weiter, „der Junge wusste genau Bescheid, wo die *Hais* verschollen ist. Die Vasachi glaubten, einen erdähnlichen bewohnbaren Planeten gefunden zu haben. Tausende ihrer Klientelleute haben sie schon heimlich dorthin umgesiedelt. Aber sie begingen einen schrecklichen Irrtum. Der Planet umkreist ein Doppelsternsystem. Seine Umlaufbahn ist instabil. Er ist tektonisch so unruhig, dass ihn schwere Erdbeben erschüttern. Die *Hais* ist auf einem Landefeld in einer Erdspalte versunken. Viele Kolonisten sind schon gestorben. Die *Horta* hat Hunderte von ihnen zurückgebracht, aber die Vasachi wagen es angesichts der momentanen politischen Lage nicht, auch nur *ein* weiteres Schiff abzuziehen, um ihre Leute zu evakuieren. *Wir* werden das tun. Wir werden sie mit der *Ystorica* holen und deine Schuld begleichen. Dann müssen sie dir dein Eigentum zurückgeben.“

Atemlos vor Erregung hatte ich zugehört. Ich war hellwach.

„Wo?“, fragte ich nur und musste mich zurückhalten, um nicht laut hinauszuschreien.

***Sie retten die Kolonisten, wobei der Elitemensch allein die Ystorica steuert, indem er sich in sie wie eine künstliche Intelligenz einfügt, und erhalten das Dominium zurück. Ein anderes verloren gegangenes Rauschschiff mit einer KI an Bord findet und rettet er auch, die Memnoc. Aber die Vasachi schlagen zurück.***

Donovan, Angou´lem, Lydia´nah und ich hatten uns zu einem Spaziergang zu den bunten Lavaklippen verabredet, wo wir nachsehen wollten, ob der Sturm die Zelte und Pavillons beschädigt oder gar zerstört hatte, die wir für das Wasserfest hatten errichten lassen und die wir weiter benutzen wollten für den Badestrand. Donovan und ich wollten auch ein wenig tauchen; wenn es frischen Fisch gäbe für das Abendessen, wäre das auch ein willkommener zusätzlicher Gang gewesen.

Kurz bevor wir aufbrachen, meldete sich der Wachhabende auf der *Ystorica*, dass ihre Sensoren ungewöhnlichen Luftverkehr rund um das Dominium der Vasachi registriert hatten. Eine Menge Beiboote der großen Kugelschiffe waren unterwegs. Ich unterrichtete Amrah davon; sie bat mich, auf dem Laufenden gehalten zu werden über die Bewegungen der Vasachi, weil die *Lheka* und die *Bonnaire* am Boden waren. Noch war nichts Bedrohliches an der Sache erkennbar, aber den Vasachi war nicht zu trauen.

Donovan und Angou'lem machten sich auf zu den Lavaklippen, Lydia'nah und ich wollten die Vasachi noch ein wenig im Auge behalten und nachkommen, falls sich unser Argwohn als grundlos herausstellen sollte.

Eine Zeitlang rührte sich nichts mehr rund um deren Dominium. Lydia'nah blieb unruhig und angespannt, aber ich gab mir Mühe, mich nicht von den Vorahnungen einer schwangeren Kriegerin anstecken zu lassen, während sie in unserem Kontrollraum wie ein gefangenes Tier herumstrich.

Dann konnten wir über die zugeschalteten Sensoren der *Ystorica* sehen, wie neun Beiboote das Dominium der Vasachi verließen. Jedes davon hatte anscheinend Kurs auf ein anderes Dominium, auch auf das der Verenion und das der Kha'tan. Wir konnten uns keinen Reim darauf machen, aber sicherheitshalber kontaktierte ich Amrah, damit sie rechtzeitig die Schutzschirme hochfahren konnte.

Lydia'nah wollte Kontakt zu Angou'lem herstellen und sie bitten, den Spaziergang abubrechen und zurückzukommen, erhielt aber keine Antwort. Das musste nicht unbedingt Schlimmes bedeuten, denn sie und Donovan konnten sich genauso gut ein wenig Privatsphäre verschafft und ihre Kommunikatoren abgeschaltet haben.

„Diese dumme Seekuh!“, schimpfte Lydia'nah hilflos. Derartige Gefühlsausbrüche war ich von ihr nicht gewohnt.

Ich fuhr die Schutzschirme von Thera hoch und rief nach meiner Leibwache. Sollte die Donovan und Angou'lem zurück zum Haupthaus eskortieren.

Da musste ich erkennen, dass ich einen schweren Fehler begangen hatte. Warum war mir nicht in den Sinn gekommen, dass die Vasachi mir mein Dominium nie zurückgeben hätten, ohne sich eine Hintertür offen zu lassen?

Drei Emitter des Schutzschildes von Thera fielen gleichzeitig aus. Der Schild war nicht zusammengebrochen, das Haupthaus nicht in Gefahr, aber im Bereich der bunten Lavaklippen war er zu schwach, um ein Flugboot aufhalten zu können. Der Ausfall von drei Emittlern gleichzeitig und nebeneinander war sehr unwahrscheinlich. Mein unverzeihlicher Fehler war es gewesen, dass ich die Abwehrsysteme von Thera nur oberflächlich hatte überprüfen lassen, nachdem ich das Dominium von den Vasachi zurückerhalten hatte. Die Subroutinen des Schildaufbaues waren nicht genau genug kontrolliert worden, und es war klar, dass die Vasachi noch immer, wenigstens teilweise, die Kontrolle darüber hatten!

Ich befahl den Leuten im Kontrollraum, alles manuell zu steuern und stürmte mit meiner Leibwache aus Amrahs Amazonen in Richtung der Lavaklippen los. Etwas Furchtbares war im Begriff zu geschehen. Ich wusste nur nicht genau, was. Lydia'nah das Mitkommen zu verbieten, war sinnlos. Ihre Schwester war da draußen und wahrscheinlich in großer Gefahr, ohne davon zu ahnen. Ihre wiederholten Rufe blieben unbeantwortet. Ich befahl der *Ystorica* im Orbit zu bleiben, aber die Beiboote herunterzuschicken. Dieser Vorgang würde etwa zehn Minuten dauern. Zu Fuß würden wir schneller sein.

Meine langen Wanderungen und Läufe mit Donovan machten sich bezahlt. Ich konnte mühelos mit den Leibwächterinnen mithalten, während Lydia'nah aufgrund ihrer Schwangerschaft ein wenig zurückblieb.

Dennoch sagte mir meine Erfahrung, dass wir zu spät kommen würden.

Die beiden saßen auf den Klippen hoch über der Brandung.

„DONOVAN! ANGOULEM!“ schrie ich aus Leibeskräften.

Ich glaube, das charakteristische Pfeifen eines abbremsenden Beibootes hörten sie zur gleichen Zeit wie wir, und Donovan erkannte sicher seine Bedeutung. Ein Beiboot der *He'tcha* flog knapp über den Wellenkämmen und schälte sich kreischend aus dem Dunst.

Was folgte, sehe ich heute in meinen Alpträumen vor mir, ganz langsam, immer und immer wieder:

Das Beiboot schnitt Donovan und Angou'lem den Fluchweg von den Klippen ab. Um zu entkommen, hätten sie jetzt nur noch ins Meer springen können, aber das wäre angesichts der unruhigen See und der nadelspitzen Felsen selbstmörderisch gewesen. Dann ließen die Vasachi kurz ihre Schilde fallen. Meine Leibwächterinnen landeten einige Treffer mit ihren Hochenergiewaffen an der Hülle des Beibootes. Die Luft stank nach Ozon, aber sie richteten keinen nennenswerten Schaden an. Die Vasachi aber erwiderten nicht einmal das Feuer. Sie schossen auch nicht mit Energiewaffen. Es musste etwas anderes sein. Etwas, das lähmte, aber nicht tötete. Zumindest nicht direkt.

Ich sah Donovan lautlos zu Boden gehen, bevor uns das Beiboot die Sicht nahm. Angou'lem, die seitlich von ihm versucht hatte, am Klippenrand zu entkommen, wurde danach getroffen, aber anscheinend nicht so direkt wie er. Sie schwankte, taumelte einige Schritte; dann war da nur noch der gischtende Abgrund. Ohne einen Laut und ohne Kontrolle über ihre Gliedmaßen fiel sie wie ein Bündel alter Kleider in die Tiefe.

Lydia'nah schrie auf wie ein verwundetes Tier und ich musste mich auf sie werfen und sie niederhalten, denn wir waren ohne Deckung, wenn das Beiboot wieder aufstieg.

Mutter Meer! Wo blieben meine Leute von der *Ystorica*!

Das Beiboot der *He'tcha* beschleunigte mit allen Energiereserven und stieg kreischend in den Dunst, dann erst kam das Donnern der abbremsenden Beiboote der *Ystorica*.

Aber es war zu spät, viel zu spät!

***Während die Vasachi den Entführten foltern, um hinters das Geheimnis seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten zu kommen, beraten die Domini von Altelan über die zukünftige politische Organisation von Atlantis. Die Beratungen ziehen sich in die Länge. Die KI Memnoc kehrt von einer Erkundungsmission zur Erde zurück und mischt sich in den Konflikt ein.***

Die Alarme der *Ystorica* gingen los, als sich die *Hegeimon* aus dem Orbit löste. Sie gewann sehr schnell an Geschwindigkeit und sprang noch innerhalb des Orbits von Pontos in den Hyperraum. Die *Memnoc* folgte ihr auf den Fersen. Bis dahin hatte ich gedacht, dass es ab dem Zeitpunkt, da ein Schiff in den Hyperraum sprang, unmöglich war, es zu verfolgen, weil man nie wusste, welchen Pfad der Navigator wählen würde. Ich dachte mir noch, dass die Reaktionsgeschwindigkeit einer KI einfach ein unübertrefflicher Vorteil bei solchen Überraschungsaktionen war, und was immer die *Hegeimon* auch vor hatte, die *Memnoc* würde es herausfinden und vereiteln, wenn sie konnte. Mit Sicherheit wusste ich nur, dass Klekhi'eth Vasachi nicht an Bord war.

„Was glaubst du, wohin die *Hegeimon* will?“, fragte die hochschwangere Lydia'nah von der *Lheka* aus.

„Ich weiß es nicht, aber Memnoc ist an ihr dran. Wenn ich eine schlimme Befürchtung äußern müsste, dann hätte es etwas mit dem Schicksal von Terra zu tun.“

„Hoffentlich nicht!“, antwortete Lydia'nah beunruhigt.

Im selben Augenblick mussten wir erkennen, dass meine Befürchtung nicht zutraf. Denn die *Hegeimon* tauchte plötzlich wieder im Bereich unserer Sensoren auf und die *Memnoc* fast zeitgleich danach. Aber während die KI mit ihrem Schiff im Orbit in den



Normalraum fiel, war der Eintrittspunkt der *Hegeimon* schon tief in der Stratosphäre von Atlantis, knapp über den dichten Wolkenschichten, und ihre Geschwindigkeit war viel zu hoch, als dass sie sich noch hätte abfangen können.

Eine Extrapolation ihres Kurses ergab, dass sie direkt auf das Dominium der Vasachi zuhielt. Sie würde darauf abstürzen, oder wenigstens in den Ozean in unmittelbarer Nähe. Was wiederum bedeutete, dass alle im Umkreis mit einer gewaltigen Flutwelle zu rechnen hatten.

Ich schickte eine schnelle Warnung an alle Geli-Schiffe und Dominien in der Umgebung der Vasachi. Die Clans konnten ihre Schutzschirme hochfahren und die Geli vielleicht die Flutwelle abreiten.

Dann ging alles so entsetzlich schnell, aber ich hatte den Eindruck, dass die *Hegeimon* nicht einmal versuchte, ihren Kurs auf das Vasachi-Dominium zu korrigieren. Spätere Analysen bestätigten meinen Eindruck. Ihr Schutzschild war intakt und auch das Dominium hatte seine Schilde hochgefahren. Allerdings, wenn beide Schilde auf synchroner Phasenlage arbeiteten, dann würde –

Die *Hegeimon* fuhr durch das Schutzschild des Dominiums wie eine Klinge durch Wasser. Ihr Aufprall verwandelte es in eine Plasmafeuerhölle, die noch ganz kurze Zeit vom Schild des Dominiums innen gehalten wurde und sich dann in einer infernalischen Explosion nach oben bis in die Stratosphäre entlud. Die Flutwelle war - der Großen Mutter Meer sei Dank! - an ihrem Ausgangspunkt etwa schiffshoch, aber auf dem Dominium selbst hatte garantiert niemand überlebt.

Welch eine Katastrophe! Hätte so auch der Feuerball ausgesehen, wenn ich eine der irdischen Atombomben gezündet hätte?

Auf der *Ystorica* war nach den ersten Schreckensrufen alles stumm und sprachlos vor Entsetzen, aber in mir tobten zwei einander diametral widersprechende Gefühle: eine wilde, triumphale Freude über den Feuerball, der die Vasachi ausgelöscht hatte, und das Entsetzen und die Trauer über den Tod von so vielen Menschen. Aber dann, die beiden in den Hintergrund drängend, begann mich ein schrecklicher Verdacht zu erfüllen.

Memnoc.

Ich kommandierte alle Besatzungsmitglieder aus dem Kontrollraum und legte ein Dämpfungsfeld darum, dann kontaktierte ich die KI.

„War das dein Werk?“, fragte ich bebend.

„Ja“, kam die Antwort, kühl und sachlich.

„Was hast du getan!“

„Ich habe die Vasachi-Brut vom Antlitz dieses Planeten gefegt. Ich werde mich dafür verantworten. Aber bevor Ihr mich verurteilt, Domine, geht in Euch und sagt mir, ob es wirklich so verdammenswert war, was ich getan habe. Ob ich nicht vielleicht doch Eure geheimsten Wünsche erfüllt habe. Eure und die vieler anderer Domini.“

Darauf antwortete ich nicht. Dem konnte ich nichts entgegenhalten. Er hatte Recht. Er hatte all meine Probleme mit einem Schlag beseitigt. Klekhi'eth und seine Klonsöhne waren nicht entkommen. Wenn es Klone von Donovan gegeben hatte, dann waren sie jetzt zerstört. Die *Horta* war auch nicht mehr vom Boden hochgekommen, obwohl sie es versucht hatte, und zusammen mit der *Hegeimon* in der Feuerhölle untergegangen. Die *He'tcha* war als einziges Vasachi-Schiff noch übrig, und wenn ihre Besatzung noch die freie Wahl hatte, würde sie sich ergeben und um Aufnahme in einen anderen Klan bitten. In welchen auch immer, das Machtgleichgewicht war gekippt. Die *Ystorica* war jetzt das mächtigste Schiff von Atlantis. Und ihr Eigner war ich.

„Wie hast du das fertig gebracht?“, fragte ich leise.

„Ich habe die Systeme der *Hegeimon* übernommen, als sie die Schilde unten hatte, und sie mir gefügig gemacht. Erinnerst Euch, so ist auch mein Lehrer mit der *Hais* verfahren. Ab

dem Zeitpunkt, da sie den Orbit verließ, war die *Hegeimon* unter meiner Kontrolle, deshalb musste ich auch in ihrer Nähe bleiben“, antwortete die KI.

So einfach. So effizient. So skrupellos.

***Die Vasachi haben den Elitemenschen sterbend zurückgegeben; er überlebt, hat aber eine kindlich regressiv Persönlichkeit entwickelt. Alle, die ihn davor gekannt haben, sind entsetzt über seinen Zustand, der sich kaum zum Besseren hin entwickelt. Der Domine nimmt ihn mit auf seine zweite Reise zur Erde.***

***Aus Teil 2: Erstes Zusammentreffen mit dem Kindmann, erzählt aus der Sicht von Eva Kant, die von Chatall Kha'tan angeheuert wurde, ihn zu betreuen. Er hat dafür eine Insel im Pazifik gekauft, weit weg von jeder Zivilisation.***

Am nächsten Morgen, nachdem ich - ohne die geringste Spur von Kopfschmerzen - wieder früh aufgestanden war, um in der Lagune zu schwimmen und dann noch einen kleinen Strandspaziergang an der Wasserlinie zu machen, bevor es zu heiß wurde, fiel auf einmal das zweite Flugboot der *Ystorica* wie eine gleißende Sternschnuppe am helllichten Tag aus der Sonne, und erst dann hörte man das charakteristische Kreischen verdrängter Luft.

Der Domine trat aus dem Schatten der Alkoven, legte schützend eine Hand über die Augen und beobachtete die saubere, elegante Landung des Flugbootes.

„Das ist er“, sagte er. „Komm, wir werden ihn begrüßen!“

Kein Zweifel, wer damit gemeint war. Endlich würde ich meinen Zögling kennen lernen, meine Aufgabe für die nächsten zwei Jahre. Ich musste mir eingestehen, dass ich doch sehr nervös war, aber ebenso, dass ich noch gerne einige Zeit mit dem Atlantiden auf der Insel verbracht hätte. Aber er wohl nicht mit mir, denn wie hatte er es so treffend formuliert: „Wir geraten ein wenig unter Zeitdruck. Jeden Tag sterben Leute wegen uns.“

Wir warteten im Schatten der Alkoven, bis das Flugboot seine Rampe ausfuhr, dann traten wir in die pralle Sonne, der Domine voran, ich ein paar Schritte hinter ihm. Deshalb konnte ich seinen Gesichtsausdruck nicht sehen, aber ich bemerkte, wie sich sein breiter Rücken versteifte; also war auch ihm nicht besonders wohl zumute.

Als erste erschien jene Frau in der Ausstiegsluke, die ich als Psychologin der Ecole Piaget kennen gelernt hatte und die wirklich Melliel von den Verenion hieß. Im Geheimen nannte ich sie aber noch immer Bürstenhaar. Nachdem sie den Domine kurz und ehrerbietig begrüßt hatte - er erwiderte den Gruß eher flüchtig und zerstreut -, drehte sie sich um und reichte jemandem die Hand.

„Lauf nicht die Rampe hinunter, sonst wirst du stürzen!“, sagte sie auf Englisch.

Der, an den sie das Wort gerichtete hatte, erschien in der Luke. Als ich seiner ansichtig wurde, glaubte ich zuerst, das könnte nicht die Person sein, die mir Chatall Kha'tan auf diesem merkwürdigen Foto gezeigt hatte. Ich sah einen groß gewachsenen, schlanken jungen Mann, das helle glatte Haar jetzt ein wenig länger und im Nacken zusammengebunden, die Gesichtszüge wohl von der Aufnahme her vertraut, aber irgendwie völlig anders, und vor allem, er bewegte sich wie ein zwei- bis dreijähriges Kind, und das wirkte bei einem ausgewachsenen Körper einfach grotesk. Die nicht sehr steile Rampe war für einen Erwachsenen mit voller Kontrolle über seine Muskulatur sicher leicht zu bewältigen, aber dieses Wesen tappte mit unsicheren Schritten nach unten. Nur den letzten Meter nahm es, übermütig geworden, in einem Sprung - und fiel prompt ungeschickt auf die Steinplatten.

Als sich mein zukünftiger Zögling wieder aufrichtete, sah er aus wie ein Kind, das nicht weiß, ob es aus Frustration zu weinen beginnen soll oder es lieber bleiben lassen, weil Zuschauer sich über seine Ungeschicklichkeit lustig machen könnten.

„Lee, ich habe dir gesagt, du sollst aufpassen!“, sagte Bürstenhaar mit vorwurfsvollem Unterton.

Der Kindmann entschied sich, so zu tun, als sei ohnehin nichts gewesen, und antwortet etwas in Altelan, was ich nicht verstand, das aber leicht patzig klang.

„Nein, nein!“, schalt Bürstenhaar schon etwas schärfer, „wir haben ausgemacht, dass wir auf der Insel nur Englisch sprechen. Wenn dir das nicht passt, wird Eeva nicht hier bleiben.“

Er warf mir einen kurzen Blick zu, überlegte sichtlich, ob er protestieren sollte, aber Bürstenhaar fixierte ihn scharf und er gab auf. Stattdessen begann er, an seinem T-Shirt zu nesteln und begehrlische Blicke in Richtung Strand und Lagune zu werfen.

Chatall Kha'tan hatte bislang kein Wort gesprochen und stand bewegungslos da, wie ein Raubtier auf dem Sprung, das aber noch nicht weiß, ob es angreifen oder fliehen soll. Sein Gesichtsausdruck war steinern, und doch widerspiegelte sich darin alles, was ihn gerade bewegte: Liebe, Mitleid, Trauer bis hin zu Entsetzen, vielleicht sogar Ekel.

Bürstenhaar brach den Bann, indem sie auf mich zutrat, mir nach irdischer Art die Rechte entgegenstreckte und damit auch mich begrüßte.

„Lee, komm her und gib Eeva die Hand. Du weißt schon, wie das geht. Ihr beide werdet von jetzt an viel zusammen machen.“

Er gehorchte, aber ohne jede Begeisterung.

Als er so vor mir stand, kam es mir so entsetzlich absurd vor, was von mir verlangt wurde: einen Erwachsenen wie ein Kind zu behandeln. Er war gut einen Kopf größer als ich, und bei näherer Betrachtung konnte ich in seiner Physiognomie durchaus die Spuren dessen erkennen, was mich auf dem Foto so berührt hatte: der androgyne Gesichtsschnitt, die dunklen Augen. Aber seine Hand war kühl und kraftlos, der Blick unstet, die Gesichtsmuskulatur schlaff. Ein zu groß gewachsener Cherub, der leer aus der Hintergrunddekoration eines Altares herablächelte.

Ich konnte ihm seinen Widerwillen nachfühlen, denn wann immer mir als Kind befohlen worden war, Onkel und Tanten, die ich nicht kannte, zu begrüßen, hatte ich es gehasst, vor allen, wenn ich danach auch noch gedrückt und abgeküsst wurde von Menschen, deren Geruch mir zuwider war.

Ich bemerkte auch, dass er stattdessen lieber zu Chatall Kha'tan hinüber gelaufen wäre. Er wagte es aber nicht, denn die Körpersprache des Domine signalisierte kalte Distanz.

Melliell Bürstenhaar sah das auch und sie sagte:

„Domine, wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, so würde ich Miss Kant gerne über den aktuellen Stand der Dinge informieren. Lee war die ganze Zeit über, seit wir die *Ystorica* verlassen haben, sehr kooperativ, und es wäre pädagogisch richtig, dieses Verhalten zu verstärken und ihn zu belohnen, indem wir ihm das Schwimmen erlauben. Würdet Ihr ihn ein wenig dabei beaufsichtigen, während ich mich mit Miss Kant unterhalte?“

Der Angesprochene nickte, weil er keine andere Wahl hatte, aber es gefiel ihm nicht, das konnte ich sehen. Aber er zwang sich zu einem freundlichen Ton:

„Komm, Lee, was hältst du von einem Wettschwimmen?“

Die Antwort des Kindmannes nahm mir ein wenig vor Überraschung den Atem.

„Ja, fein, Papá!“ Und er begann sofort und an Ort und Stelle sich des T-Shirts und der weiten Hose zu entledigen. Der Atlantide herrschte ihn ziemlich barsch in Altelan an. Offensichtlich wollte er nicht, dass ich verstand, was er gesagt hatte. Aber Lee triumphierte sofort:

„Ha, du hast ein Versprechen gebrochen“, grinste er. „Auf der Insel nur Englisch. Stimmt's nicht, Melliell?“

Daraufhin sagte Chatall Kha'tan noch einmal etwas auf Altelan, und Lee zog den Kopf ein und verstummte. Melliell complimentierte mich in die Kühle des Hauses.

„Warum ist er ihn denn so angefahren?“, fragte ich empört. „Mir macht es nichts aus, wenn jemand nackt badet. Ich tu das selber gern!“

„Das war auch nicht der Grund“, antwortete die Verenion. „Er hat nur gesagt, dass er ihn nicht 'Vater' nennen soll. Große Mutter, manchmal möchte ich wissen, woher er diesen Unsinn hat!“

„Stimmt es denn nicht?“, hakte ich sofort nach.

„Natürlich nicht!“, antwortete sie indigniert. „Ich bitte Sie! Wir wissen zwar nicht, wie alt der Elitemensch wirklich ist, aber sie kennen einander erst seit drei Jahren. Und in diesem Zusammenhang möchte ich Sie gleich eindringlich davor warnen ihm zu erlauben, dass er Sie Mutter nennt. Seine Kindheit soll möglichst so verlaufen, wie sie war, nämlich elternlos. Er ist ein Klon.“

Um Himmels Willen, dachte ich mir, schlimmer hätte es ja wohl kaum kommen können. Ein elternloses Kind mit Hospitalisierungssyndromen...

„Warum nenne Sie ihn Lee?“, fragte ich stattdessen. „Ist nicht Donovan sein erster Vorname?“

Sie zögerte ein wenig, bevor sie mir antwortete: „Weil ... Sie können sich glücklich schätzen, dass Sie Donovan Lee Seymour nie begegnet sind. Das wird Ihnen helfen, seinen jetzigen Zustand zu ertragen. Das macht es für Sie leichter als für uns, besonders für den Domine. Die beiden waren sehr enge Freunde. Sie wissen nicht, wie er war, bevor ... er so wurde, wie er jetzt ist.“ Sand. Bürstenhaar räusperte sich, um meine Aufmerksamkeit zurückzugewinnen.

„Was möchten Sie noch über ihn wissen?“

„Wie ist er in diesen Zustand gekommen?“, fragte ich sofort.

Sie antwortete ohne zu zögern. „Er wurde von den Feinden des Domine auf eine uns nicht näher bekannte Art und Weise gefoltert. Die Vasachi haben diese Auseinandersetzung nicht überlebt. Er aber beinahe auch nicht.“

Feind. Vasachi. Das wurde ja immer interessanter.

„Was ist ein Elitemensch?“

Sie seufzte, als müsste sie von etwas sprechen, das ihr zuwider war, oder weil der Domine mir wieder einmal mehr gesagt hatte, als er sollte.

„Ein genetisches Experiment, aber keines von uns.“

„Was soll das heißen? Alle werfen mir immer nur Brocken von Informationen vor die Füße, und wenn ich nachfrage, verstummt man.“

„Ich kann es ihnen nicht sagen“, verteidigte sich Melliel, „ich erzeuge damit vielleicht ein temporäres Paradoxon.“

„Und das mit der bevorstehenden planetenweiten Katastrophe? Weiß ich da nicht auch schon zu viel? Wissen da nicht schon alle davon?“, fragte ich empört, auf die Klaathu-Rede des Domine anspielend.

„Aber die meisten glauben es nicht, und außerdem ist sie unabwendbar. Sie hat mit der Aktivität von Sol zu tun, die niemand beeinflussen kann“, antwortete sie geduldig.

Also kein Atomkrieg. Oder nicht nur. Und ich konnte mich noch gut erinnern, dass der Domine von einer irdischen Kultur, 400 Jahre in der Zukunft des Planeten Erde gesprochen hatte. Also würde die Menschheit überleben. Wenigstens etwas.

Mein Blick wanderte wieder durch die offenen Türen zum Strand hinunter.

Zwei Körper lösten sich aus den Wellen, bewegten sich auf das Ufer zu. Herrliche, groß gewachsene Gestalten, klassisch proportioniert, natürlich und schön in ihrer Nacktheit. Die nasse Haut über den Muskeln glänzend, das helle nasse Haar im Sonnenlicht leuchtend. Ich glaubte, niemals zuvor schönere Menschen gesehen zu haben. Aber als sie aus dem Wasser kamen, bewegte sich der eine elegant wie eine Katze und der andere, als ob dieser Körper nicht seiner wäre. Melliel Bürstenhaar war meinem langen unverwandten Blick gefolgt, und sie sagte leise und mit eigentümlich bewegter Stimme:

„Dort kommen das Schicksal und die Hoffnung von Atlantis aus dem Meer. Möge die Große Mutter, so fern sie auch ist, sie beschützen!“

***Der Elitemensch gewinnt manchmal für kurze Zeit seine originale Persönlichkeit zurück:***

Es geschah am Abend, Lee war kurz davor, zu Bett zu gehen. Er hatte gerade ein Buch, ich glaube, es war der „Steppenwolf“ von Hesse in einer deutschen Ausgabe, angewidert zur Seite gelegt und war in die Bibliothek hinauf gegangen, um sich eine andere Lektüre auszusuchen. Ich wunderte mich noch ein wenig, warum er das Buch so gar nicht gemocht hatte. Im allgemeinen spricht es pubertierende Gemüter sehr an.

Als er nach einiger Zeit wieder die Treppe herunterkam, schlug mein sechster Sinn Alarm.

Seine Schritte.

Das war nicht der Klang von Lees schlampiger Gangart. Da ging einer leise, nur ab und zu knackte ein Bodenbrett. Noch konnte ich ihn von meiner Liege aus nicht sehen, aber er kam herunter. Ich hielt den Atem an und tat nur noch so, als ob ich lesen würde.

Dann wäre er schon in meinem Blickfeld gewesen, aber ich wagte nicht hinzusehen, wer da die Treppe herunterkam; zu groß wäre vielleicht meine Enttäuschung gewesen.

Am Fuße der Treppe blieb er stehen, und dann sagte er mit dieser samtönen Rattenfängerstimme:

„Ich glaube, von dieser Stelle aus habe ich Sie schon einmal gefragt, wer Sie sind.“ Es war nicht unfreundlich gesagt, einfach eine nüchterne Feststellung. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und versuchte, so gelassen wie möglich zu antworten:

„Ich bin Eva Kant, Ihre ... Gouvernante. Und wer sind Sie?“

Das Zittern in meiner Stimme musste er gehört haben! Denn ich kannte die Antwort, und dennoch überraschte sie mich.

„Ich bin ... Donovan Lee Seymour.“

Die Andeutung eines Lächelns. Resigniert? Entschuldigung?

„Na dann – willkommen auf der Insel!“, antwortete ich so trocken, dass ich mich über mich selber wunderte.

Sein Lächeln vertiefte sich, und schon hatte ich mich hoffnungslos darin verloren. Dann zog er fragend eine Augenbraue hoch, während er sich - offensichtlich sehr müde - auf dem Sofa mir gegenüber niederließ.

„Ich fürchte, Sie müssen mich ein wenig aufklären, Frau ... Gouvernante.“

Mein Gott, diese Stimme! Etwas in mir fing zu beben an, wenn er sprach. Ich musste Zeit gewinnen, um mich zu fassen. Ihm etwas zu trinken anbieten.

Er nahm das angebotene Glas Wasser, sah sich unauffällig im ganzen Raum um, während er darauf wartete, dass ich etwas sagen würde. Das bunte T-Shirt und die abgerissenen Jeans, die er trug, wirkten an ihm wie eine schlechte Verkleidung, während sie an Lee ganz normal ausgesehen hatten. Er bemerkte meine Blicke, meine Befangenheit und half mir:

„Die Luft riecht hier nicht wie auf Atlantis. Ich nehme also an, wir befinden uns auf der Erde.“

„Das ist richtig“, würgte ich hervor. „Chatall Kha'tan hat Sie hierher gebracht und mich engagiert, auf Sie acht zu geben, solange Sie ... krank sind.“

Er fragte nicht, welche Krankheit ich meinte. Er wusste es.

„Und ich will doch nicht annehmen, dass der liebe Chatall Sie in dieses ... Arbeitsverhältnis gezwungen hat?“

Diese Stimme! Mein Gott, diese Stimme! Über das Zuhören vergaß ich beinahe das Antworten. Reiß dich zusammen, Eva!

„Nein. Er hat mich zwar unter Vorspiegelung falscher Tatsachen getestet und angeworben, mir dann aber ziemlich reinen Wein eingeschenkt. Auch wenn ich gerade dabei bin, einige ... Details meiner Aufgabe zu entdecken. Ich bin sozusagen freiwillig hier.“

„Und wo liegt 'hier'?“, fragte er interessiert.

„Ich vermute, wir befinden uns auf einer der als unbewohnt geltenden Inseln der nördlichen Marquesas, also in Französisch Polynesien.“

Er lachte leise, fast ein wenig zynisch. „Wenn es Ihnen der Domine nicht gesagt hat, dann will er vermutlich auch nicht, dass uns jemand findet oder dass wir von hier fort kommen.“

„Vermutlich.“

Aber er entließ mich noch nicht aus dem sanften Kreuzverhör.

„Stehen Sie mit Chatall in Verbindung?“

„Nur indirekt. Er hält sich nicht mehr auf der Erde auf. Es gehört zu meinen Pflichten, regelmäßig Fortschrittsberichte über Ihre ... Entwicklung aufzuzeichnen, die ihn dann mit mehrmonatiger Verzögerung erreichen. Ein Raumschiff namens *Memnoc* ist der Kurier.“

„Die KI *Memnoc Li Kha'tan*“, verbesserte er sanft und lächelte schmerzlich. „Eine treue Seele... Und was gehört noch alles zu Ihren ... Pflichten?“, fragte er dann und sah mir geradewegs in die Augen.

„Ich pflege, unterrichte, unterhalte einen etwa vierzehnjährigen Jungen namens Lee. Ich streite mit ihm und versöhne mich wieder, ich ertrage seine Launen und freue mich über seine Fortschritte...“

Er senkte den Blick und sagte lange nichts. Dann stand er auf, kam zu mir herüber und umarmte mich wortlos. Es war so still im Raum, dass man von Strand her durch die geöffneten Türen das sanfte Rauschen der Wellen hören konnte. Ich war so glücklich, dass die ganze Welt um mich zu bedeutungslosen Schemen wurde. Ich fühlte, wie eine schwere Last von meinen Schultern gehoben wurde. *Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie ihn kennen lernen*, hatte Melliel gesagt. Jetzt wusste ich, was sie gemeint hatte. Er war einfach so ... unwirklich. So unglaublich, unbeschreiblich, unirdisch. Ich stand einfach nur da und genoss seine Nähe, bis er mich losließ und mich auf den Teppich zurückholte, indem er leise sagte:

„Gehen wir ins Freie. Ich kann mich an den Sternen orientieren und einigermaßen unseren Aufenthaltsort bestimmen.“

Zu zweit nebeneinander traten wir hinaus in die samtene Tropennacht. Aber als er hinaufschaute zu den Milliarden Rubinen, Saphiren und Diamanten, zersplitterte mein Traum in seinem tierischen Schrei voller entsetzlicher Qual.

### ***Aber der Kampf in seinem Kopf zwischen den beiden Persönlichkeiten nimmt für Eva Kant lebensgefährliche Formen an.***

Weil Lee sich ruhig verhielt, manchmal sogar aufgeräumt, locker und gelöst war, ließ meine Alarmbereitschaft ein wenig nach. Es war wie bei einem Vulkan: Man weiß zwar, dass er gefährlich sein kann, aber wenn er sich längere Zeit nicht rührt, vergisst man gerne seine Unberechenbarkeit und vertraut darauf, dass heute auch nichts passiert, weil gestern nichts passiert ist.

Ich schnitt ihm sogar wieder das Haar. Während der Prozedur fragte er mich nach neuen Nachrichten aus Atlantis. Ich antwortete wahrheitsgemäß, ich hätte keine. Die bewusste Strähne schnitt er sich selbst heraus und warf sie wie eine Opfergabe in den Wind.

Er begann, sich erwachsener zu kleiden, die Wickeltücher gehörten der Vergangenheit an. Ich bemerkte, dass er anfang dunklere Farben zu bevorzugen. Manchmal bildete ich mir sogar ein, er würde Donovan äußerlich immer ähnlicher, aber dann tat ich es als Wunschdenken ab.

Ich nahm meine alte Gewohnheit wieder auf, im Morgenrauen ausgiebig in der Lagune zu schwimmen, aber nicht mehr ohne Badekleidung.

Als ich zum dritten oder vierten Mal frühmorgens hinausschwamm bis zu der Öffnung im Riff, wo es vom offenen Meer her mit Frischwasser versorgt wurde, bemerkte ich, dass auch Lee an den Strand gekommen war, um zu schwimmen. So früh aufzustehen war sonst gar nicht seine Art.

Mit kräftigen Zügen kraulte er mir nach und hatte mich bald eingeholt.

„Schön hier am Morgen, nicht?“, bemerkte ich in seine Richtung. Er antwortete nichts und ich dachte, er hätte mich nicht gehört.

Ich machte eine Wenderolle, um nicht zu nahe an die scharfen Korallenbänke des Riffs zu geraten. Aber als ich auftauchen wollte, war plötzlich sein dunkler Schatten über mir und zwei kräftige Arme packten mich und hielten mich unter Wasser. Ich hatte noch genug Restluft, um das Spiel mitzumachen, denn selbstverständlich glaubte ich an ein Spiel, wie wir es früher oft gespielt hatten. Ich packte ihn an den Beinen und zog ihn ebenfalls unter Wasser. Sein Griff lockerte sich ein wenig, ich kam frei und konnte Atem holen.

„He, hast du mich erschreckt!“, rief ich ihm zu, als er wieder an die Oberfläche kam. Aber wieder antwortete er mir nicht. Nur sein Blick machte mir schlagartig klar, dass das Ganze kein harmloses Tauchspiel war.

Er schwamm auf mich zu mit der festen Absicht, mich umzubringen! Mich zu ersäufen!

Wegschwimmen, versuchen den Strand zu erreichen, hatte keinen Sinn. Er war der kräftigere Schwimmer und konnte mich spielend leicht einholen. Aber ein paar Kraultempi mussten mich wegbringen vom scharfkantigen Rand des Korallenriffs. Aber da war er auch schon heran und packte mich am Hals! Ich konnte gerade noch tief Luft holen, ehe ich wieder unter Wasser gedrückt wurde, aber ich nahm ihn mit hinunter.

Ich bin ausgebildete Rettungsschwimmerin und habe gelernt, den Klammergriff eines Ertrinkenden aus jeder Lage zu brechen. Aber Lee war kein panischer Ertrinkender, sondern ein kalt berechnender Gewalttäter. Und entsetzlich stark noch dazu.

Meine Lungen schrieten schon bald stechend nach Frischluft, aber seine wahrscheinlich auch. Deshalb gelang es mir erneut, seinen Griff zu lockern. Blind trat ich zu und traf etwas Weiches. Ich kam frei, aber der Rückstoß meines Tritts hatte mich in gefährliche Nähe zum Korallenriff gebracht. Beim Auftauchen fühlte ich einen brennenden Schmerz am linken Oberschenkel.

Verdammt! Tat das weh!

Nachdem ich erst einmal tief Luft geholt hatte, suchte ich schnell die Wasseroberfläche ab, ob ich Lee irgendwo ausmachen konnte, aber ich sah ihn nirgends. Der Gedanke, dass er unter der leicht gekräuselten Wasseroberfläche auf mich zutauchte, versetzte mich fast in Panik.

Ich hatte nur eine Fluchtmöglichkeit: Ich musste zum Ausgang der Lagune! Vielleicht konnte ich mich zwischen den bei Ebbe bizarr herausragenden Felsen des Korallenriffs verstecken!

Aber schon bei den ersten Schwimmbewegungen in diese Richtung spürte ich erneut diesen scharfen Schmerz, diesmal am rechten Bein, als mir ein Korallenstock, die Haut aufriss. Ich hoffte, das würde Lee vielleicht abhalten, näher heran zu schwimmen. Aber da fühlte ich mich schon an den Beinen gepackt und erneut nach unten gezogen! Ich strampelte und boxte verzweifelt, aber das führte nur dazu, dass mir ein weiteres Korallenmesser heiß über den Rücken fuhr. Blind und halb wahnsinnig vor Schmerz tobte ich gegen die Schraubstöcke, die mich festhielten, und plötzlich gaben sie nach. Beim Luftholen hörte ich einen hässlichen Fluch hinter mir. Lee musste sich auch an dem Riff geschnitten haben! Das war meine einzige Chance!

Ein paar verzweifelte Tempis brachten mich zur Lagunenöffnung, und dann war ich draußen, ohne dass er mich verfolgte. Aber mein Blut war im Wasser. Gab es hier Haie? Ganz sicher! Hoffentlich war keiner nahe genug!

Mit letzter Kraft zog ich mich hinter die Deckung eines muschelbewachsenen Felsens und bemerkte kaum, dass ich mir dabei die Handflächen zerschnitt. Ich bemühte mich verzweifelt, meinen keuchenden Atem zu kontrollieren, damit mich das Geräusch meines schmerzhaften Atemholens nicht an ihn verriet.

Ein leises Plätschern. Er suchte nach mir auch außerhalb der Lagune!  
Ich hielt den Atem an, Nur jetzt keine verräterische Bewegung machen!

„Sollen dich die Haie fressen!“, schrie er wütend. Das Plätschern erstarb. Aber ich kannte ihn gut genug, dass er nicht so leicht aufgeben würde. Dennoch wagte ich einen vorsichtigen Atemzug. Aber das löste anscheinend meinen Schockzustand, denn jetzt fühlte ich meinen geschundenen Körper wieder. Aus unzähligen Schnittwunden, die mörderisch brannten, strömte mein Blut ins Wasser. Das Auftauchen der Haie war nur noch eine Frage der Zeit.

Ich spürte meine Arme und Beine schwer werden durch den Schock und den Blutverlust. Sollte ich dennoch versuchen, schwimmend die zweite, etwas kleinere Lagune zu erreichen, wo ich mich verbergen konnte? Ich musste zusehen, dass ich von hier wegkam, weg aus Lees mörderischer Nähe.

Ich versuchte, meine Tempi so leise wie möglich zu schwimmen, aber er hörte mich. Das Plätschern hinter mir war mein Todesurteil! Ich erwartete, zum vierten und letzten Mal von diesen kräftigen Händen unter Wasser gedrückt zu werden, und diesmal hatte ich kaum noch die Kraft für ernsthafte Gegenwehr.

Da glaubte ich, das charakteristische Pfeifen zu hören, wenn ein Flugboot, die Atmosphäre durchschneidet und abbremsst.

Ich hatte mich nicht geirrt. Auch Lee hielt inne und drehte den Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Ein atlantisches Flugboot fiel aus der Sonne!

Lee fluchte.

Ich lachte hysterisch und erleichtert auf. Wie im Film, dachte ich noch, wie in einem schlechten Film ...

Bevor mir das Bewusstsein schwand, fühlte ich mich noch aus dem Wasser gehoben. Dann wurde alles dunkel um mich.

Als ich wieder erwachte, hatte ich keine Schmerzen mehr.

***Die Insel ist mit einem Schutzschirm atlantischer Bauart geschützt, der aktiviert wird, als ein Taifun über das Eiland zieht. Seine Präsenz zieht sehr bald die Aufmerksamkeit und Begehrlichkeit irdischer Nationen auf sich. Die beiden Inselbewohner müssen sich ihrer erwehren, bis, wie sie hoffen, Chatall Kha'tan zurückkehrt.***

Als ich ihn am nächsten Morgen aus dem Kommunikationszentrum kommen sah, fragte ich leichthin und relativ gut gelaunt:

„Und? Was gibt es Neues?“

Seine Antwort verdarb mir sofort die Laune: „Hungerrevolten und gewaltsame Ausschreitungen in unzähligen afrikanischen Großstädten. Australien und Neuseeland sperren die Flughäfen für Passagiere, um der Flüchtlingsströme Herr zu werden. Ein verrückter, reicher Segelweltrekordler wird seit gestern in den Gewässern der Marquesas vermisst. Noch mehr?“

Ich winkte müde ab. „Interessiert sich in Zeiten wie diesen überhaupt noch jemand für das Schicksal eines einzelnen Weltumseglers?“

„Offensichtlich. Breaking News auf CNN.“

*Dieser Welt ist wirklich nicht mehr zu helfen*, dachte ich verbittert.

Die Schutzschirme hatten sich nach etwa 20 Stunden wieder deaktiviert, aber der Himmel war bleiern geblieben in den Nachwehen des Zyklons. Noch immer warf das Meer



gewaltige Brecher an den Strand, und das Riff und die Lagune waren überflutet. Donovan und ich beschlossen, einen kleinen Inselrundgang zu machen und eventuelle Schäden zu inspizieren, die trotz der Schutzschirme entstanden sein mochten. Es war relativ kühl geworden durch den Wirbelsturm, sodass wir das erste Mal, soweit ich mich erinnern konnte, lange Hosen und Pullover anziehen mussten. Donovan hatte sich etwas in Dunkelblau ausgewählt, und mit dem golden schimmernden Haar als Gegensatz dazu sah er unglaublich gut aus. Ich versuchte, mir meine Bewunderung nicht anmerken zu lassen.

Die West- und die Südseite unserer Insel waren ohne gröbere Schäden davongekommen, aber an der Ostseite hatte das Meer trotz der Schutzschilde eine drei bis vier Meter breite Bresche in das Korallenriff gerissen. Als wir das Riff mit den Augen absuchten, sah ich Donovan plötzlich innehalten. Zuerst bemerkte ich nichts, aber als ich der Richtung seines ausgestreckten Arms folgte, sah ich es auch:

Das Wrack eines Trimarans. Von den Wellen und der Flut schief auf das zerstörte Riff gesetzt, Masten und Takelage abgefetzt, mindestens ein Rumpf geborsten.

(...)

Wir wussten, dass sie kommen würden, aber nicht wann. Dass sie nicht gleich am nächsten Tag da waren, gab uns ein wenig Zeit für weitere Vorbereitungen und die Abklärung unserer Story mit Details. Lee und Eve Seymour. Reich geworden durch Informationstechnologie. Mitgebaut an den atlantidischen Schiffshüllen, daher der Schutzschirm. Entsetzt und angewidert von der Entwicklung der Welt auf die Insel geflüchtet. Keine Fotos. Absoluter Schutz der Privatsphäre, aber sonst in allem kooperativ. Tragisch, das mit Merryweather. Ich gebe das Heimchen am Herd und bewirte alle großzügig.

Trotzdem blieb eine unangenehme Spannung in meiner Magengrube, die zu einem festen Knoten wurde, als man schon das sich nähernde Geräusch der Hubschrauberrotoren hören konnte. Donovan legte beruhigend einen Arm um meine Schulter, und so traten wir gemeinsam hinaus in das grelle Licht des Mittags.

Der Hubschrauber war ein teures Gerät, eine französische Gazelle Aerospaciale, die sehr professionell geflogen wurde. Er landete auf der Terrasse vor dem Haus, wo einst die atlantidischen Flugboote gestanden hatten. Die Rotoren waren noch nicht zur Ruhe gekommen, als sich bereits die Kabinentür öffnete und ein leicht korpulenter Mann etwa Mitte 50 heraussprang. Zielsicher kam er auf uns zu und tat, als ob er schon erwartet würde. Der Pilot blieb einstweilen noch in der Maschine.

„Do you speak Englisch?“, war die Begrüßung.

Ich hatte gute Lust, unsere Geschichte umzuwerfen und so zu tun, als verstünde ich nur Polynesisch, aber Donovan trat freundlich auf ihn zu und stellte uns vor. Das machte den Typen gleich viel höflicher.

„Verzeihen Sie, dass wir einfach so reinplatzen, aber die französischen Behörden wollten uns keine Landeerlaubnis erteilen. Ich weiß, dass diese Insel Privatbesitz ist und Sie mich rauswerfen können. Aber hören Sie mich wenigstens an. Mein Name ist Robin Kershner, ich arbeite für CNN. Wie sie vielleicht gehört haben, ist der Extremsportler Lionel Merryweather seit Tagen in diesen Gewässern verschollen. Suchmannschaften durchkämmen ganz Französisch Polynesien, bloß Ihre Insel wurde noch nicht abgesucht...“

Donovan und ich wechselten einen langen, vielsagenden Blick.

„Wir haben Sie schon erwartet“, antwortet Donovan freundlich auf Kershners Redeschwall, wobei er elegant offen ließ, wen er gemeint hatte, die Suchmannschaften oder die Paparazzi.

„Mann!“, entfuhr es Kershner, der seine zunehmende Erregung angesichts der Story, die er schon witterte, nicht mehr verbergen konnte. „Jetzt sagen Sie bloß, Sie wissen, wo er steckt!“

Donovan ignorierte die Frage und wies auf den Piloten, der noch immer in der Hubschrauberkabine herumfuhrwerkte. „Möchten Sie uns nicht Ihren Begleiter vorstellen?“

Kershner winkte den Angesprochenen herbei, dessen Augen hinter einer großen Pilotenbrille verborgen waren.

„Wie unhöflich von mir. Martin Shaw, mein langjähriger Pilot bei Kriseneinsätzen.“ Shaw nickte kurz, nahm aber seine Brille nicht ab.

„Pilot und Kameramann“, sagte Donovan in einem Tonfall, bei dem sich alle meine kleinen Haare auf Armen und Beinen aufstellten. *Das ist jetzt Lee*, dachte ich beunruhigt, aber ich konnte nichts anderes tun als wie vereinbart den Männern Erfrischungen servieren.

„Ja, auch Kameramann“, beeilte sich Kershner hinzuzufügen. Donovan/Lee streckte wortlos die rechte Hand in Richtung Shaw aus, die Handfläche nach oben. Die Geste war unmissverständlich. Shaw nahm die Brille ab und überließ sie ihm.

„Mr. Kershner“, sagte Lee sehr höflich, aber mit einem eisigen Unterton, „ich möchte gleich eines klarstellen: Meine Frau und ich haben uns auf diese Insel zurückgezogen, weil wir Privatsphäre über alles schätzen. Keine Aufnahmen von uns beiden. Ich werde es wissen, wenn Sie in diesem Raum eine Kamera in Betrieb nehmen. Abgesehen von dieser kleinen Bitte, die Sie uns sicher erfüllen werden, bekommen Sie Ihre Story. Wir wissen, wo Lionel Merryweather steckt: in einer unserer ausgeräumten Kühltruhen.“

„Oh“, sagte Kershner nur und nahm einen kräftigen Schluck von dem gekühlten Bier, das ich serviert hatte.

„Sein Trimaran zerschellte auf unserem Riff“, ergänzte ich. „Wir konnten gerade noch seine Leiche bergen und ein paar Habseligkeiten, bevor die nächste Flut das Wrack endgültig mit sich riss.“ Ich zeigte ihm den Inhalt des Jutesackes, und er stürzte sich sofort begeistert auf das Logbuch.

„Und Sie sind sich sicher, dass es Merryweathers Leiche ist in ihrem Kühlschrank?“, fragte er nach einer Weile.

Donovan/Lee bat die beiden mitzukommen und führte sie in einen unserer Vorratsräume gleich neben dem Kommunikationszentrum. Ich blieb zurück, ich hatte keine Lust auf den Anblick einer gefrorenen Leiche. Stattdessen dachte ich über Donovans oder Lees Ausspruch nach, dass er es wissen würde, wenn in diesem Raum eine Kamera in Betrieb genommen würde. Ein Bluff? Vielleicht. Aber wohl eher die Wahrheit. Wenn er die Schutzschirmautomatik abschalten konnte, dann sicher auch die atlantidischen Überwachungseinrichtungen finden. *Domine der Kha'tan! Verdammt sollst du sein!*

Schön haben Sie es hier“, meinte Kershner anerkennend, als die drei aus dem Vorratsraum zurückkamen.

„Vielen Dank!“, antwortete ich. „Noch ein Bier?“

Nach einem weiteren tiefen Schluck fragte er, mich ignorierend und sich an Donovan/Lee wendend: „Verzeihen Sie meine professionelle Neugier, Mr. Seymour, aber womit verdient man so viel Geld, dass man sich eine Insel kaufen kann und den Schutz der französischen Behörden gleich dazu?“

„Mit außerirdischem Technologietransfer“, antwortet Donovan/Lee in einem Tonfall, der gleich mittransportierte: Und mehr werde ich dir dazu nicht sagen. Ich verschluckte mich fast an meinem Mineralwasser, weil Kershner nicht wissen konnte, wie nahe an der Wahrheit die Auskunft gewesen war. Überhaupt beschlich mich das Gefühl, dass wir uns auf sehr dünnen Eis bewegten. Donovan hatte Lee die Initiative überlassen, das konnte ich fühlen. Aber warum ihn gerade jetzt testen? In einer so heiklen Situation? Dieses Risiko schien mir zu hoch. Aber vielleicht war es ein Vertrauensbeweis, und Lees Art war genau die richtige im Umgang mit Leuten wie Kershner und seinem Piloten.

„Ja, wer kommt denn da?“, hörte ich ihn auf einmal sagen und bemerkte, dass ich den Gesprächsfaden während meiner Überlegungen verloren hatte.

David, die Schiffskatze, hatte sich diesen Moment für einen Auftritt ausgesucht. Mit majestätisch erhobenen Schwanz, als käme sie gerade zur Inspektion ihres Reviers, stolzierte sie in das Turmzimmer und strich um meine Beine. Kershner hatte seine Hausaufgaben gemacht.

„Ist das nicht- ?“

„Merryweathers Schiffskatze“, beendete ich den Satz.

Da kannte seine Begeisterung keine Grenzen mehr. „Was für eine Story! Heute ist unser Glückstag, Martin! Das gibt was her: Weltumsegler von Aussteiger-Ehepaar nur noch tot aus den Wellen geborgen – Schiffskatze überlebt Inferno!“

„Mr. Kershner“, unterbrach ihn Lee sanft, aber man konnte wieder diesen eiskalten, stählernen Unterton hören, „wie ich bereits erwähnt habe, sind wir nicht hierher gekommen, weil wir publicitysüchtig sind. Schreiben Sie, was sie wollen, aber erwähnen Sie uns mit keinem Wort.“

Ich konnte sehen, dass Kershner zu einer Antwort ansetzte, die etwa so hätte lauten sollen: „*Sie können sagen, was Sie wollen, aber ich lasse mir nichts vorschreiben.*“ Aber unter Lees Blick überlegte er es sich und klappte seinen Mund wieder zu.

„OK. Sie haben offensichtlich einflussreiche Freunde. Aber kommen Sie mir ein wenig entgegen. Ich brauche Footage. Und ich möchte die Katze haben.“

„Auf keinen Fall!“, protestierte ich. „Das arme Ding!“

„Das arme Ding wird bald ein berühmtes armes Ding sein“, erwiderte Kershner ungerührt.

(...)

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man weiß, das man beobachtet wird und alles, was man tut, Gegenstand intensiver Analysen sein kann. Alles, was zuvor selbstverständliche Normalität war, wird zu einem Theaterstück auf einer Bühne mit unsichtbarem Publikum. Jede Handlung ist eine einstudierte Geste, jede Bewegung eine Pose. Wenn ich früh am Morgen in der Lagune schwamm, dann niemals mehr ohne Badekleidung. Auf Zärtlichkeiten unter freiem Himmel verging mir völlig die Lust. Am liebsten hätte ich das Haus überhaupt nicht mehr verlassen. Die Systeme der Schutzschilde registrierten, dass die Überwachung 24 Stunden pro Tag lückenlos durchgeführt wurde. Am liebsten hätte ich obszöne Gesten in den feindlichen Himmel gemacht.

Donovan nahm es äußerlich gelassen hin, dass unsere Privatsphäre massiv eingeschränkt war, aber ich wusste auch, dass er täglich die Sensoren nach atlantidischen Signaturen abfragte.

Aber keine *Ystorica*, kein Memnoc.

Dafür tauchte plötzlich nach einer Woche Überwachung ein französisches Kanonenboot am Horizont auf. Es hielt auf unsere Insel zu, aber etwa dort, wo die Perimeter unserer Schutzschilde begannen, stoppte es und warf Anker. Es war klar, an Bord wusste jemand sehr genau, wo die verbotene Zone begann. Dann sandten sie uns altmodische Flaggensignale mit der Bitte, an Land kommen zu dürfen. Wir winkten sie herüber. Ein Rettungsboot wurde zu Wasser gelassen; es hielt auf die Öffnung in der Lagune zu und dann auf den Strand. Für das Kanonenboot hätte es ohnehin keine Anlegestelle gegeben, aber man konnte den Einsatz des Rettungsbootes auch als vertrauensbildende Geste interpretieren. An Bord hatte es drei Personen: den Kapitän, einen Matrosen, der es steuerte, und Robin Kershner.

Wir empfangen die unwillkommenen Besucher von der obersten Treppenstufe aus, kamen ihnen in voller Absicht nicht einen Meter weiter entgegen. Donovan trug dunkle Kleidung, ich etwas streng Geschnittenes in den Farben der Kha'tan. Die ganze Szene erinnerte mich an ein Tableau aus den italienischen Comicheftchen, die mir so viel Ärger

eingebraucht hatten: Il Re del Terrore und seine Lady Kant beobachteten ihre nächsten Opfer. Ich konnte dieses Bild und das Gefühl der Unwirklichkeit nicht aus meinem Kopf vertreiben. Aber gleichzeitig war ich mir bewusst, dass dieses Bild falsch war und Überheblichkeit nicht angebracht.

Die folgende Unterhaltung hatte etwas Groteskes. Sie wurde zwischen Donovan und dem Kapitän auf Französisch geführt. Ich konnte ihr ganz gut folgen, aber Kershner offensichtlich nicht, er verstand kein Wort. Deshalb übersetzte Donovan zwischendurch einige wesentliche Sätze auf Englisch, aber ohne dabei Kershner auch nur eines Blickes zu würdigen; er sah durch ihn hindurch, dass mir das Grausen gekommen wäre an seiner Stelle. Wir waren zumindest so höflich, die beiden in das Turmzimmer zu bitten; der Matrose blieb beim Rettungsboot, sein undurchdringlicher Gesichtsausdruck verriet nichts.

Der Kapitän entschuldigte sich wortreich für das Eindringen in unsere Privatsphäre und ließ durchblicken, dass dies nur auf Drängen eines mächtigen Staates geschehen war, von dem man eigentlich gar nicht wisse, ob er ein Verbündeter wäre, denn das Verhältnis zwischen Frankreich und den Neuen Vereinigten Staaten des Heiligen Bundes war noch ungeklärt. Man bedauere die Satellitenüberwachung, könne aber nichts dagegen unternehmen. Man hoffe aber, dass dies nicht als Bruch der Vertragsvereinbarungen angesehen werden würde. Donovan antwortete, dass man nicht erfreut sei, aber den Fortgang der Dinge noch abwarten wolle. Als er sich dann an Kershner wandte, sprach er weiter Französisch und wiederholte die meisten Sätze auf Englisch. Dabei ließ er Lee heraushängen, dass mir früher Angst und Bang geworden wäre.

„Ich hatte gehofft, Sie hier nie wieder zu sehen!“

„Mein erster Besuch war als Reporter und Journalist“, antwortete Kershner überheblich. „Heute bin ich in anderer Eigenschaft hier.“

„Nämlich?“, fragte Donovan eisig.

„Als Offizier des Patriot Office der Neuen Vereinigten Staaten des Heiligen Bundes“, antwortete Kershner mit von Stolz geschwellter Brust. Den vernichtenden Blick des französischen Kanonenboot-Kapitäns bemerkte er gar nicht.

„Dann sind Sie ja genau der richtige Mann“, fuhr Donovan fort. „Ich verlange von Ihnen eine sofortige Einstellung der Überwachung unseres Privateigentums.“

Kershner grinste. „Sie sind nicht in der Lage, etwas zu verlangen.“

Donovan stand wortlos auf, ging zu unserem Musikterminal, und in Sekundenbruchteilen fuhren unsere Schutzschirme hoch; ihr milchig-blauer Schein tauchte das Turmzimmer in gespenstisches Licht.

„Die können Sie nicht ewig aufrecht erhalten“, sagte Kershner.

„Ewig nicht, da haben Sie recht. Aber lange genug, bis Sie verrottet sind, Sie und Ihr heiliges Patriot Office.“

Der Franzose wand sich unbehaglich in seinem Sessel; er schien zu befürchten, dass er mit Kershner gemeinsam hier verrotten müsse. Der sagte triumphierend:

„Das bestätigt nur unsere Vermutung, dass Sie über Technologie verfügen, die weit fortgeschrittener ist als das, was der Atlantide uns verkauft hat. Die wollen wir haben. Und unser französischer Freund wahrscheinlich auch.“

„Der bekommt sie ohnehin“, antwortet Donovan leichthin.

„Dann sind Sie also tatsächlich ein Atlantide!“, schnaubte Kershner. „Das dachte ich mir vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah! Es hat mich viel Mühe gekostet herauszufinden, wer Sie wirklich sind. Bei Eva Kant ging es gerade noch. Vor fast zwei Jahren nach einem Flug nach Johannesburg vom Erdboden verschwunden, vermisst oder tot. Aber über Sie gibt es kaum Aufzeichnungen. Sie tauchten zum ersten Mal vor vier Jahren auf einem Flugfeld in Genf auf und gingen an Bord der *Ystorica*. Davor haben Sie anscheinend nicht existiert.“

„Weiter?“ Die Bereitwilligkeit, mit der Donovan Kershner Informationen zukommen ließ, begann mich zu beunruhigen. Das konnte nur bedeuten, dass es für ihn übel enden würde, ich wusste nur noch nicht, wie.

„Das lässt nur den Schluss zu, dass Sie schon vor dem Eintreffen der *Ystorica* auf der Erde waren und die Lage ausgekundschaftet haben. Und jetzt sind Sie noch immer ein atlantidischen Brückenkopf, auch wenn man uns weismachen wollte, dass alle Atlantiden die Erde verlassen haben!“

Donovan schwieg lange und musterte Kershner auf eine Art, die einem Gänsehaut verursachen konnte. Der wiederum wirkte zunehmend verunsichert, als seine Worte auf Donovan keine Wirkung zeigten. Donovan übersetzte nun alles ruhig in Französisch und fügte hinzu: „Je ne sois pas Atlantide. Aber ich habe einige Jahre auf Atlantis gelebt.“

Kershner versuchte bei Donovan ein paar Knöpfe zu drücken, indem er mich ins Spiel brachte.

„Mir ist nur nicht ganz klar, welche Rolle Frau Kant in dieser Geschichte spielt...“

„Ach“, meinte Donovan mit vor Sarkasmus triefender Stimme, „würden Sie sich nicht auch angenehme weibliche Gesellschaft wünschen, wenn Sie zurückgezogen auf einer einsamen Insel leben müssten?“

Der Franzose grinste. Ich ließ mir von Donovan einen Kuss auf die Stirn geben, der sehr Besitz ergreifend wirken musste.

„Und was weiter?“, fragte Donovan dann. Seine Gelassenheit verunsicherte Kershner immer mehr. Aber dann leierte er sein Sprüchlein herunter:

„Im Namen der Neuen Vereinigten Staaten des Heiligen Bundes verlange ich die Herausgabe jeglicher atlantidischer Technologie. Sie beide werden zu einem Debriefing nach Houston gebracht.“

Donovan lachte.

„Ihnen wird das Lachen noch vergehen. Ihre atlantidische Überheblichkeit wird Sie nicht schützen.“

„Nein, die nicht. Aber wie ich schon sagte, unsere Technologie ganz sicher. Verschwinden Sie und lassen Sie sich hier nie wieder blicken. Wenn Sie versuchen sollten, die Perimeter unserer Schutzschirme zu überschreiten, sind Sie tot.“

Das sagte er aber nicht zu Kershner gewandt, sondern auf Französisch zum dem Kapitän, als ob er ihn damit bitten würde, etwas auszurichten. Dann war er mit ein paar blitzschnellen Bewegungen bei dem Amerikaner, nahm ihn in eine Art Würgegriff und legte ihm eine Handfläche auf die Stirn. Kershner wehrte sich nur kurz, dann erschlaffte er, und ein dümmliches Lächeln ergriff Besitz von seinen Gesichtszügen.

Als ich Donovan später fragte, was er getan habe, beruhigte er mich und sagte, er habe nur Kershners Kurzeitgedächtnis gelöscht. Aber als es geschah, war es für mich, aber sicher noch mehr für den französischen Kapitän, eine beängstigende Sache. Der Kapitän fürchtete um sein Leben, und ich wurde daran erinnert, was Orfe´u von Donovan und seinen verborgenen Fähigkeiten hielt.

Dann senkte Donovan die Schilde und komplimentierte den Kapitän hinaus. Kershner ließ sich von ihm wie ein kleines Kind zum Boot führen, wo der Matrose sichtlich erleichtert auf sie wartete.

„Donovan“, sagte ich mit bangem Herzen zu ihm, als wir von der Dachterrasse des Turmes aus beobachteten, wie das französische Kanonenboot abdrehte, „diese Patrioten werden nicht aufgeben. Glaubst du wirklich, dass diese Schutzschirme sie aufhalten werden? Und für wie lange?“

„So lange, bis Chatall zurückkehrt“, antwortete er, den Blick irgendwo in der Weite des Horizonts.